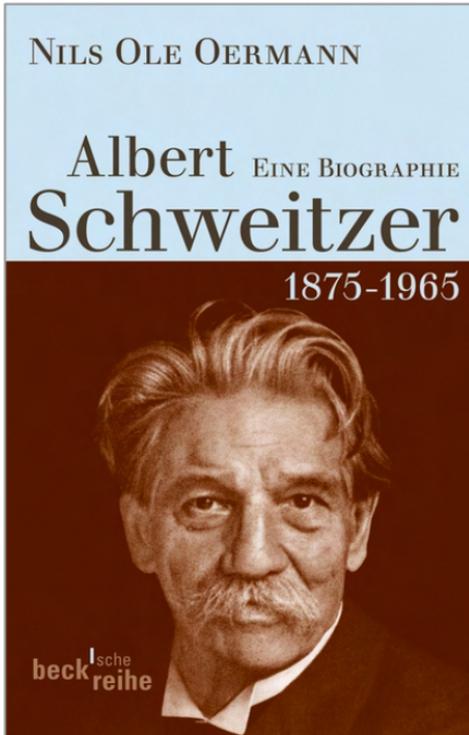


Unverkäufliche Leseprobe



Nils Ole Oermann
Albert Schweitzer
1875-1965
Eine Biographie

367 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-64439-9

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/11209843>

Wer glaubt, ein Christ zu sein,
weil er die Kirche besucht, irrt
sich. Man wird ja auch kein Auto,
wenn man in einer Garage steht.

Albert Schweitzer

1 Sinn für das Feierliche
Vom Pfarrhaus zur Theologie
(1875–1905)

Der Elsässer Pfarrerssohn

Gunnar Jahn, der Vorsitzende des Nobelkomitees, widmete sich in seiner Würdigung des Friedensnobelpreisträgers des Jahres 1952 ausführlich der Kindheit und Jugend des Laureaten, denn er glaubte, «dass diese sein ganzes späteres Werk erklären».¹ Jahn meinte damit nicht nur, dass Albert Schweitzers Liebe zur Orgel, zur Theologie, zur Medizin oder zu Afrika in Günsbach im Elsass ihre Wurzeln hatte, sondern vor allem, dass Schweitzers Charakter und seine leidenschaftliche Suche nach gelebter Erkenntnis und Wahrheit durch die Erfahrungen seiner Jugendzeit entscheidend geformt wurden. Wer Albert Schweitzer verstehen will, muss sich mit seinem familiären Umfeld und seiner geographischen Herkunft genauer beschäftigen. Denn Schweitzer, der den größten Teil seines Lebens fern von Europa verbrachte, blieb doch zeitlebens mit seiner elsässischen Heimat aufs Engste verbunden.

Ludwig Philipp Albert Schweitzer wurde am 14. Januar 1875 als Sohn des Kaysersberger Pfarrers Louis Schweitzer und seiner Frau Adele, geb. Schillinger, im Elsass geboren. Im väterlichen Stamm-



1880 wurde Albert Schweitzer eingeschult.

baum finden sich zahlreiche Schulmeister und Pfarrer, mütterlicherseits überwiegen die Pfarrer. Den Rufnamen Albert verdankte der Junge dem 1872 verstorbenen Bruder seiner Mutter, Albert Schillinger, der, wie später auch Albert Schweitzer, an der Kirche St. Nicolai zu Straßburg als Prediger tätig war. Schweitzers Heimat, das Elsass, war zusammen mit Lothringen ein politischer Konfliktherd zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich. Es wurde nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 dem Deutschen Reich zugeschlagen und blieb bis zum Ende des Ersten Weltkriegs Teil Deutschlands. Noch im Juli 1875 übernahm Schweitzers Vater kurz nach der Geburt des Sohnes eine Diasporapfarrstelle in Günsbach im Münstertal, wo er bis zu seinem Tod im Jahre 1925 bleiben sollte. Schweitzer war zwar gebürtiger Kaysersberger, aber in seinen Kindheitserinnerungen vor allem Günsbacher, später als Student Straßburger und stets eines: ein Alsat.



Das elterliche Pfarrhaus in Günsbach um 1890.

Bis heute feiern Deutsche wie Franzosen den berühmten Elsässer als einen der Ihren. Bei der Verleihung des Friedensnobelpreises an Albert Schweitzer beanspruchten beide Länder den großen Sohn für sich:

Als dem «deutschen Gelehrten» 1953 der Friedens-Nobelpreis zuerkannt wurde, protestierte Frankreich, das ihn im Ersten Weltkrieg interniert gehalten hatte, in Stockholm [richtig: Oslo]: Schweitzer sei Franzose. Der Urwalddoktor selbst zur Frage der Neutralität: *Homo sum* (Ich bin ein Mensch).²

Völkerrechtlich wurde Schweitzer als Bürger des Deutschen Reichs geboren und war im Besitz eines deutschen Passes. 1920 wurde er mit dem Vertrag von Versailles als Elsässer französischer Staatsbürger. Aber wie fühlte er sich selbst – als Deutscher oder als Franzose? Welche Rolle spielten politische Fragen im oberelsässischen Pfarrhaus seines Vaters Louis? Schweitzer wurde wie so viele andere



Die Familie Schweitzer 1888: Louise, Albert und Adele (stehend v. l. n. r.) sowie Marguerite, Paul und die Eltern (sitzend).

Elsässer und Lothringer als «Zufallsdeutscher» geboren und fühlte sich auch so.³ Er wurde nicht in einem «nationalen Geist» im engeren patriotischen Sinne erzogen. Seine Familie galt politisch als frankophil und stand theologisch den liberalen Lutheranern nahe. Nach dem Krieg von 1870/71 waren die Schweitzers in ihrer Mehrzahl «politisch nach Paris hin orientiert».⁴ So hatte sich seine engste Familie 1871 einstimmig gegen die deutsche Annektierung des Elsass ausgesprochen, und die beiden Brüder von Louis Schweitzer, Auguste und Charles, der Großvater von Jean-Paul Sartre, entschieden sich bewusst dafür, fortan in Paris zu leben, während das Verhältnis von Louis Schweitzer gegenüber den neuen deutschen Immigranten als «recht kühl» beschrieben wird.⁵ Wie bei vielen Elsässern ist die Sprache immer auch ein wichtiger politischer Faktor. So wurden die Briefe innerhalb der Familie, auch von Albert, auf Französisch geschrieben, während man im Günsbacher Pfarrhaus den typischen Elsässer Dialekt sprach, den der mit einer recht hohen, fast singenden Stimme parlierende Schweitzer auch in Lambarene nicht ablegen sollte. So wuchs er, wie so viele Elsässer, zweisprachig auf. Das Deutsche betrachtete er jedoch als seine Mutter-

sprache.⁶ Sowohl in der Schule wie auch später an der Universität war Schweitzers Unterrichtssprache Deutsch.

Dass es überhaupt zur Einschulung des jungen Albert in die Günsbacher Volksschule im Jahr 1880 kommen würde, war bei seiner Geburt alles andere als sicher, denn der später gesundheitlich so robuste Schweitzer wurde untergewichtig und kränklich geboren. Im Dorf hieß es: «Das Bueble isch die erschte Beerdigung, wo der neue Pfarrer halten wird.»⁷ Doch Albert erholte sich wider Erwarten rasch. Die gewonnene körperliche Kraft war es dann auch, die ihn als Kind mit dem Wesen ethischer Konflikte bekannt machte. Nach einem gewonnenen Ringkampf mit seinem Schulkameraden Gregor Nitschelm erinnerte sich Schweitzer noch Jahrzehnte später in seinen Memoiren *Aus meiner Kindheit und Jugendzeit* an dessen vorwurfsvolle Worte: «Ja, wenn ich alle Woche zweimal Fleischsuppe zu essen bekäme wie du, da wäre ich auch so stark wie du!» Die in diesem Satz steckende Kritik an den standesgemäßen Annehmlichkeiten, die mit seiner Herkunft verbunden waren, nahm sich der heranwachsende Schweitzer zu Herzen: «Die Fleischsuppe wurde mir zum Ekel. Sowie sie auf dem Tisch dampfte, hörte ich Georg Nitschelm's Stimme.»⁸ Was Schweitzer in besonderem Maße störte, war, dass er von seinen Kameraden als «Herrenbüble» wahrgenommen wurde.⁹ Der daraus resultierende Drang, sich den anderen Kindern anzupassen, sollte ihn in weitere moralische Dilemmata führen. So berichtete Schweitzer, dass er mit einem anderen Schulkameraden, Heinrich Bräsch, Steinschleudern baute, um damit im Rebberg bei Günsbach auf Vögel zu schießen. Doch als es für den achtjährigen Mitläufer zum Schwur kommen sollte und Albert von Heinrich zum Schuss aufgefordert wurde, da läuteten im Dorf die Kirchenglocken:

Ich tat die Schleuder weg, scheuchte die Vögel auf, daß sie wegfliegen und vor der Schleuder meines Begleiters sicher waren, und floh nach Hause. Und immer wieder, wenn die Glocken der Passionszeit in Sonnenschein und kahle Bäume hinausklingen, denke ich ergriffen und dankbar daran, wie sie mir damals das Gebot «Du sollst nicht töten» ins Herz geläutet haben.¹⁰

Hier deutet sich das von Schweitzer formulierte Prinzip der «Ehrfurcht vor dem Leben» an, und hier liegen auch die Anfänge einer Tierliebe, die Schweitzer später zum Eigentümer eines Wildtierzoos in Lambarene machte und die gleichzeitig zum Spott über den «Regenwurmretter» führte. Er duldete auf seinem Schreibtisch in Lambarene den täglichen Durchzug einer Ameisenstraße und förderte ihn sogar noch durch die Bereitstellung eines Zuckerbreis.

Neben ethischen Fragen wurde auch die Musik prägend für Schweitzers Jugendzeit. Sein Großvater Johann Jakob Schillinger aus Mühlbach war ein bekannter Orgelbauer, und drei seiner Onkel waren Organisten, so dass Albert schon als Fünfjähriger von seinem Vater auf dem Tafelklavier von Großvater Schillinger unterrichtet wurde, bereits mit acht Jahren mit der Orgel vertraut gemacht wurde und im Alter von neun Jahren den Günsbacher Organisten im Gottesdienst vertrat.¹¹ Sein Musiklehrer und Orgelmeister war der von der Berliner Hochschule für Musik an die reformierte Stephanskirche zu Mülhausen gewechselte Eugen Münch. Dieser bildete ihn so gut an einer Orgel mit drei Manualen und 62 Registern aus, dass der sechzehnjährige Schüler den Lehrer bereits nach einem Jahr im Gottesdienst vertreten durfte. Doch was auf den ersten Blick wie die Begabung eines Naturtalents aussah, entpuppte sich bei näherem Hinsehen als harte Arbeit mit vielen Rückschlägen. Eugen Münch stellte seinem neuen Schüler anfangs Aufgaben, die dieser aus Sicht des Lehrers nur unzureichend und hölzern erfüllte: «Wenn einer halt kein Gefühl hat, so kann ich ihm auch keines geben.»¹² Das war nach einer nur unzureichend geübten Mozartsonate das so harte wie verfrühte Urteil seines Orgellehrers, das Schweitzer dazu bewegte, Münch beim nächsten Mal mit Felix Mendelssohn Bartholdys «Lied ohne Worte» in E-Dur das Gegenteil zu beweisen – mit Erfolg:

Mein Lehrer sagte nicht viel, sondern schlug mir nur fest auf die Schulter und spielte mir selber ein neues Lied ohne Worte vor. Dann bekam ich ein Stück von Beethoven auf. Nach einigen Stunden wurde ich würdig befunden, mit Bach anfangen zu dürfen. Und wieder einige Stunden später wurde mir eröffnet, nach meiner Konfirmation dürfte ich auf der großen schönen Orgel der Ste-

phanskirche Orgelunterricht nehmen. Damit ging ein im stillen gehegter Traum in Erfüllung.¹⁵

Schweitzers Lehrer Münch wusste, wie man junge Menschen motiviert, und Schweitzer sollte aus dieser Episode lernen, dass die eigene Motivation keine hinreichende, wohl aber eine notwendige Bedingung persönlicher Erfolgserlebnisse ist. Wie sehr er seinen Lehrer verehrte, wird daran deutlich, dass er seine erste Publikation Münch widmete.¹⁴ So war es auch Münch, der ihn mit seiner Liebe zu Bach ein Leben lang prägte und der ihn schwanken ließ, ob die Theologie oder die Musik seine Profession werden sollte. Doch auch nach der Entscheidung für die Theologie hielt Albert Schweitzer der Orgel die Treue und ging 1893 bei seinem späteren Meisterlehrer Charles-Marie Widor in Paris in die Lehre.

Nicht nur die Liebe zur Orgel, sondern auch die Wurzeln von Schweitzers liberaler Theologie wurden im elterlichen Pfarrhaus vorgezeichnet. Der aus der Kaysersberger Diaspora nach Günsbach im Münstertal entsandte Pfarrer Louis Schweitzer war mehr als ein durchschnittlich gebildeter und halbwegs musikalischer Dorfgeistlicher. Schon Schweitzers Großvater Johann Jakob Schillinger war ein «Eiferer für Aufklärung» gewesen.¹⁵ Wie später Albert Schweitzer hatte auch sein Vater Louis seine theologische Ausbildung in Straßburg absolviert. In diesem Klima eines theologisch liberalen, dem Rationalismus verpflichteten lutherischen Pfarrhauses wurde Albert Schweitzer theologisch wie kulturell geprägt. Er hatte schon früh Fragen zu biblischen Geschichten, von denen er im Kindergottesdienst und Konfirmandenunterricht gehört hatte: Wie, so wollte der Achtjährige wissen, war es möglich, dass Jesu Eltern als arm galten, obwohl sie doch von den Weisen aus dem Morgenland so reichlich beschenkt worden waren? Und wieso wurden aus den Hirten, die doch die Geburt des Heilandes selbst gesehen hatten, nicht die ersten Jünger? Fragen wie diese hätten bei vielen von Louis Schweitzers Amtsbrüdern von vornherein keinen Platz gehabt. Albert aber durfte sie stellen, und ebensolchen Fragen sollte er sein Leben lang nachgehen können. Er lernte, den Mut aufzubringen, die scheinbar banalen, elementaren Fragen immer wieder

neu zu stellen und einzukalkulieren, dass der, der Fragen stellt, auch mit unbequemen Antworten rechnen muss. Nach einem regnerischen Sommer bemerkte Albert gegenüber seinem Vater, dass es doch jetzt fast vierzig Tage geregnet hätte, dass aber von einer Sintflut in Günsbach nichts zu bemerken sei. Der Vater erklärte dem kaum siebenjährigen Rationalisten, dass es zu Zeiten Noahs mit viel dickeren Tropfen «aus Kübeln» geschüttet hätte. Das leuchtete Albert zunächst ein. Als seine Lehrerin aber erneut die Geschichte von der Sintflut erzählte, ohne die dicken Tropfen zu erwähnen, bemerkte der aufgeweckte Schüler: «Fräulein Lehrerin [...] du mußt die Geschichte auch richtig erzählen. [...] Du mußt sagen, daß es damals nicht in Tropfen regnete, sondern wie wenn man Wasser aus Kübeln ausschüttet.»¹⁶

Schweitzers spätere Skepsis gegenüber «unbestreitbarer» kirchlicher Lehre und Dogmatik hatte ihre Wurzeln im Günsbacher Pfarrhaus, in dem Louis Schweitzer das kritische Denken seines Sohnes zuließ. Das war alles andere als selbstverständlich. Von seinem Konfirmandenunterricht beim alten Pfarrer Wennagel berichtete Schweitzer:

In einem Punkte, dies fühlte ich klar, dachte ich anders als er, bei aller Verehrung, die ich ihm entgegenbrachte. Er wollte uns begreiflich machen, daß vor dem Glauben alles Nachdenken verstummen müsse. Ich aber war überzeugt, und ich bin es noch, daß die Wahrheit der Grundgedanken des Christentums sich gerade im Nachdenken zu bewähren habe.¹⁷

Bereits zu diesem Zeitpunkt waren durch Schweitzers religiöse Erziehung im Elternhaus die Grundlagen für sein späteres Interesse am historischen Jesus gelegt. Schweitzer machte im Rückblick zwei Seiten seines kindlichen und jugendlichen Charakters aus. Zum einen beschrieb er sich als «verträumt»,¹⁸ als einen introvertierten «Lesewütigen», der für sein junges Alter ethisch äußerst reflektiert, ja sensibel war, was bereits an der Episode von der Vogeljagd im Rebberg deutlich wird. Andererseits erkannte Schweitzer an sich selbst eine Seite, die so gar nicht zum gelehrten Universalgenie und zum Bild des stets freundlichen und geduldigen Urwalddoktors

passen will. So räumte er in seiner Autobiographie ein, dass er bei aller Verslossenheit leidenschaftlich, mitunter gar jähzornig sein könne. Diese Eigenschaft habe er von seiner Mutter geerbt, und so erklären sich bei all seiner Schüchternheit auch zahlreiche Raufereien. Diese Impulsivität war mehr als ein kindliches Aufbrausen und belastete Schweitzer. Von einem Kartenspiel mit seiner Schwester erzählte er:

Mit neun oder zehn Jahren schlug ich einst meine Schwester Adele, weil sie in einem Spiele eine lässige Gegnerin war und mir durch ihre Gleichgültigkeit einen leichten Sieg zukommen ließ. Von jener Zeit an bekam ich Angst vor meiner Spielleidenschaft und gab nach und nach alles Spielen auf. [...] Sehr schwer habe ich gegen Jähzorn anzukämpfen gehabt.¹⁹

Auch aus der Zeit im Thomasstift in Straßburg berichteten Ohrenzeugen von lautstarken Unmutsäußerungen Schweitzers.²⁰ In Lambarene konnte er vor allem dann ungehalten werden, wenn nicht so gearbeitet wurde, wie er sich dies vorstellte. So wurde der alte Schweitzer mit der hohen, ruhigen Stimmlage von Besuchern wie dem *Spiegel*-Redakteur Claus Jacobi als robust und zuweilen herrisch beschrieben, wenn er mit seinen afrikanischen Arbeitern unzufrieden war. Schweitzer war sich dieses Charakterzuges schon früh bewusst und bemühte sich zeitlebens, ihm entgegenzuwirken. Dies tat er offenbar mit Erfolg, denn trotz mancher Ohrfeige ist von härterer körperlicher Gewalt in Lambarene nichts bekannt. So erscheint auch der Abschluss der Jugenderinnerungen Schweitzers mit dem Jesuswort aus der Bergpredigt «Selig sind die Sanftmütigen» glatter, als es der Charakter Schweitzers wohl tatsächlich war. Dieser konnte sanftmütig sein, aber eben auch das Gegenteil.

Schul- und Jugendzeit

1880 wurde Albert Schweitzer in Günsbach eingeschult. Lesen und Schreiben zu lernen bereitete ihm nicht unerhebliche Mühe.²¹ Zudem war Schweitzer kein Stubenhocker. Er wollte im Dorf dazuge-

hören und von der Dorfjugend akzeptiert werden. Als er sich weigerte, Fingerhandschuhe statt Fäustlinge und Lederschuhe statt der in weniger begüterten Haushalten üblichen Holzschuhe zu tragen, ohrfeigte ihn sein Vater dafür. Louis Schweitzer sperrte ihn gar in den Keller, als sich Albert weigerte, einen neuen Mantel anzuziehen, damit ihn seine Kameraden nicht für dünnköpfig hielten.²² Da dieser Versuch aber erfolglos blieb, passte er sich im Elternhaus äußerlich an und aß die verhasste Fleischsuppe, während er sich draußen den Erwartungen der Spielkameraden stellte, allerdings nur so weit, wie ihn dies nicht nötigte, die eigene rote Linie zu überschreiten – wie etwa an jenem Morgen beim Vogelschießen am Rebberg.

Schweitzer war gegenüber seinen Mitmenschen sehr sensibel. Als er an einem Hochzeitsgottesdienst teilnahm, den sein Vater als Pfarrer hielt,²³ sah er eine junge körperlich behinderte Frau. In scheinbarer Naivität fragte Schweitzer, ob das die Braut sei. Der so Fragende wurde nur belächelt, denn wer außer einem Kind käme schon auf die absurde Idee, ein behindertes Mädchen zu heiraten. Nach diesem Vorfall beschloss Albert, dieses Mädchen schon deshalb zu heiraten, weil die Welt sie nicht für voll nahm, ohne überhaupt nach den charakterlichen Zügen und dem Liebenswertem an diesem Mädchen zu fragen. Was aber zunächst wie eine jener schwärmerisch-weltfremden Absichtserklärungen erscheint, die Kinder zuweilen von sich geben, klang beim jungen Albert anders. Der Wunsch, anders zu sein als die Welt, der Impuls, etwas tun und ändern zu wollen, sollte später immer wieder für seinen Lebensweg prägend sein. Sein Motiv dafür, dieses Mädchen heiraten zu wollen, war ja nicht ihre Behinderung, sondern die Zurückweisung als «Krüppel», die Schweitzer bemerkte und die ihm ausgerechnet in einer Kirche als einem Ort auffiel, an dem er dies nicht vermutet hätte.

Allerdings war Schweitzer selbst keineswegs immer ein couragierter Schüler. So erzählte er in seiner Autobiographie vom Juden Mausche aus dem Nachbardorf, einem Viehhändler, auf den es die Jungen in Günsbach abgesehen hatten, und das allein deshalb, weil es in ihrem Dorf keine Juden gab. Als nun jener Mausche eines Tages mit seiner Eselskarre den Fluss Ferch überschritt, wurde er

wie so oft von einer johlenden Meute Kinder verfolgt. Schweitzer schloss sich den Dorfkindern an und bewunderte sogar die «Mutigen», die aus ihren Jacken Schweineohren falteten und Mausche damit direkt vor seinem Gesicht zuwedelten. Aber gleichzeitig beobachtete und bewertete er das Geschehen aus kritischer Distanz:

So verfolgten wir ihn vors Dorf hinaus bis an die Brücke. Mausche aber, mit seinen Sommersprossen und dem grauen Bart, ging so gelassen fürbaß wie sein Esel. Nur manchmal drehte er sich um und lächelte verlegen und gütig zu uns zurück. Dieses Lächeln überwältigte mich. Von Mausche habe ich zum ersten Male gelernt, was es heißt, in Verfolgung stilleschweigen. Er ist ein großer Erzieher für mich geworden. [...] Es ging das Gerücht, er sei ein Wucherer und Güterzerstückler. Ich habe es nie nachgeprüft. Für mich ist er der Mausche mit dem verzeihenden Lächeln geblieben, der mich noch heute zur Geduld zwingt, wo ich zürnen und toben möchte.²⁴

Ganz gleich, ob Schweitzer die Untaten an Mausche damals als solche erkannte oder erst später in seinen Kindheitserinnerungen so bewertete: Die meisten Erwachsenen hätten die Erniedrigung eines anderen Menschen wohl verschwiegen, während Schweitzer dieses Geschehen offen schilderte und daraus lernte. Aus der Schar seiner Klassenkameraden stach er auch äußerlich heraus. Wer ein frühes Klassenphoto aus Günsbacher Volksschulzeiten betrachtet, dem fällt sofort in der Mitte ein Junge mit ernstem Blick auf, der als Einziger einen großen, gestärkten weißen Kragen trägt – der Pfarrerssohn als gehänseltes «Herrenbüble».²⁵

1884 wurde der Neunjährige auf die Realschule im nahe gelegenen Münster umgeschult. Er war in dieser Zeit «schüchtern und verschlossen». Aus Unsicherheit kicherte er oft, was ihm neben zahlreichen Klassenbucheinträgen den Spitznamen «Isaak» einbrachte, was auf Hebräisch «er lacht» bedeutet.²⁶ Zu dieser persönlichen Unsicherheit und einer von seiner Mutter ererbten Scheu, die eigenen Gefühle zu artikulieren, kamen nach dem nächsten Schulwechsel auf das Gymnasium von Mülhausen im Jahre 1885 mitelmäßige Schulleistungen. Finanziell war der Pfarrersfamilie Schweitzer der Wechsel ihres Sohnes Albert aufs Gymnasium nur möglich, weil sich der Halbbruder des Großvaters, der in Mülhau-

sen lebende kinderlose Louis Schweitzer, zusammen mit seiner Frau Sophie bereit erklärte, Albert kostenfrei bei sich wohnen zu lassen. Als Direktor der Elementarschulen in Mülhausen legte er beim örtlichen Gymnasium Fürsprache für seinen Großneffen ein – trotz nicht vorhandener erstklassiger Schulleistungen.²⁷ Da auf der Realschule in Münster noch kein Latein unterrichtet wurde, brachte die Umschulung des Dorfjungen in die Quinta des Gymnasiums der Industriestadt Mülhausen Probleme mit sich. Schweitzer hatte Latein nachzulernen, und seine ersten Zeugnisse nährten Zweifel, ob das für ihn bezahlte Schulgeld gut investiert war. Nun wird auch Geistesgrößen wie Albert Einstein oder Politikern wie Winston Churchill nachgesagt, in der Schule eher negativ aufgefallen zu sein, was ihre späteren Lebensleistungen umso strahlender und ihre Lehrer umso ignoranter erscheinen lässt. Bei Schweitzer, der sich noch in der Quarta mit dem regulären Lehrstoff schwertat, liegt der Fall etwas komplizierter. Motiviert und gut vorbereitet war Schweitzer bis in die Studienzeit nur bei Themen, die ihn besonders interessierten – wie etwa im Fach Geschichte, oder als ihn in seiner Studienzeit die Frage nach dem historischen Jesus umtrieb. Seine Leistungen in den akademischen Pflichtübungen vom Hebraicum bis zum Pfarramtsexamen oder beim philosophischen Rigosorum ließen ähnlich zu wünschen übrig wie bereits die Leistungen des Gymnasiasten Schweitzer. Er war alles andere als ein Musterschüler. Es lag ihm nicht, stur das Pflichtcurriculum zu repetieren. Abgesehen von einem «recht gut» in Geschichte erreichte er bei der Abschlussprüfung am 18. Juni 1893 nur ein «sehr mittelmäßiges Reifezeugnis».²⁸

Durch Erzählungen unterhaltsamer Geschichten aus seiner Schulzeit überspielte er später sein zähes Ringen auf dem Gymnasium in Mülhausen unter der strengen Beobachtung seines Großonkels. Am Tag des mündlichen Abiturs mussten die Kandidaten beim Straßburger Oberschulrat Dr. Albrecht mit schwarzem Gehrock und schwarzer Hose antreten. Schweitzer besaß zwar einen alten Gehrock, die Hose aber musste er sich von seinem kleinen, untersetzten Großonkel borgen. Damit die ganze Konstruktion nicht völlig abrutschte, musste er, so berichtete der Abiturient, die



Albert Schweitzer (links) 1892 als siebzehnjähriger Gymnasiast mit seinem Freund Matthieu.

Hosenträger mit seinen Schnürbändern verlängern, was aber die enorme Divergenz zwischen Hosenbund und Weste auch nicht mehr korrigieren konnte und was bei den Anwesenden zu enormer Heiterkeit führte – mit Ausnahme des Prüfers Dr. Albrecht. Schweitzer konnte ihn im Griechischen mit seiner Übersetzung von Homers Dichtung wenig beeindrucken, wohl aber im Fach Ge-

schichte mit einer Darstellung der Unterschiede zwischen griechischen und römischen Kolonisten.

Angesichts der damaligen hohen Abbrecherquoten auf deutschen Gymnasien hätte Schweitzer unter etwas ungünstigeren Umständen wohl nie ein Abiturzeugnis erlangt. Die Angst zu scheitern wird für den Heranwachsenden eine wenig erfreuliche Erfahrung gewesen sein. Anfangs waren die Gymnasialzeugnisse so schlecht, dass der Schuldirektor Schweitzers Vater andeutete, dass es vielleicht besser wäre, Albert vom Gymnasium zu nehmen.²⁹ Die Wende wurde nicht etwa durch einen anderen Lernstoff, sondern durch einen wirklichen Pädagogen eingeleitet, der Schweitzer zu inspirieren vermochte. In der Quarta bekam Schweitzers Klasse einen neuen Klassenlehrer, Dr. Wehmann, der sofort erkannte, dass die emotionalen Hemmungen und das mangelnde Selbstbewusstsein seines Schülers unmittelbar mit dessen Schulleistungen zusammenhängen.³⁰ Nach nur drei Monaten hatte sich der Quartaner Schweitzer bereits zum Osterzeugnis um einige Klassenplätze verbessert. Dr. Wehmann vermittelte ihm etwas, was «keine Reden und keine Strafen ausrichten können». Noch während seiner Studienzeit in Straßburg suchte er immer wieder seinen Lehrer auf, um jedoch bei einem Besuch nach seiner Rückkehr aus Afrika 1919 zu erfahren, dass sich der psychisch erkrankte Wehmann das Leben genommen hatte. Diese Nachricht ging an dem zu dieser Zeit psychisch wie physisch angegriffenen Schweitzer nicht spurlos vorüber.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de